

Nr. 198

Leszek Żyliński

**Deutsche Schriftsteller
und Europa**

2011

Inhalt

Vorwort	5
Leszek Żyliński	7
Deutsche Schriftsteller und Europa Reflexionen zur europäischen Idee zwischen 1945 und der Gründung der EWG	
Der Autor	33

VORWORT

Da heutzutage über Europa hauptsächlich Politiker und Fachleute aus Wirtschaft und Verwaltung reden, mag verblüffen, dass am Anfang der europäischen Idee die Reflexion von Philosophen und Schriftstellern steht. Seit langem geben Dichter und Schriftsteller ihren Vorstellungen von Europa Gestalt, so realitätsfern und wunschgeleitet diese Ideen mitunter auch sein mögen. Schon 1799 stellte der Protestant Friedrich von Hardenberg, der als „Novalis“ in die deutsche Literaturgeschichte Eingang gefunden hat, in seiner großen „Europa“-Rede seine Vision eines im Geiste des katholischen Christentums geeinten Europa vor, in dem es keine nationalen Grenzen mehr gebe. Seine Berufung auf die politische Ordnung des von ihm utopisch verklärten Mittelalters überraschte viele seiner Zeitgenossen.

Gut anderthalb Jahrhunderte später, nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, gewann die Idee eines geeinten Europas oder, in modifizierter Form, auch nur eines antikommunistischen West-Europas erneut große Attraktivität für deutsche Schriftsteller. Zwischen 1945 und 1957, dem Jahr der Gründung der EWG, wodurch die Bundesrepublik Deutschland endgültig in den westeuropäischen Staatenbund eingegliedert wurde, entwickelten zahlreiche westdeutsche Schriftsteller ihre Vorstellungen für ein neues Europa. Für die einen verband sich damit die aufrichtige Hoffnung, den Verwirrungen eines fehlgeleiteten Nationalismus entkommen zu können und im Trans-Nationalen eine Alternative zu den deutschen Größenfantasien der Jahre 1933 bis 1945 sowie die Grundlage für eine gemeinsame demokratische Zukunft zu finden; andere beriefen sich auf Europa und suchten damit doch wieder nur eine Bühne, um ihre Vorstellungen von der deutschen Überlegenheit aufführen zu können.

Das erstaunlich breite Spektrum der westdeutschen Europa-Diskurse der ersten Nachkriegsjahre war Thema des Vortrags, den der polnische Kultur- und Literaturwissenschaftler Leszek Żyliński, Lehrstuhlinhaber für Neuere Deutsche Literatur an der

Universität Toruń, im Mai 2011 an der Carl von Ossietzky Universität hielt. Der institutionelle Kontext hätte für einen Vortrag zu diesem Thema kaum geeigneter sein können, fand dieser doch im Rahmen der ersten gemeinsamen literaturwissenschaftlichen Doktorandentagung statt, die Professor Żyliński zusammen mit Oldenburger Kolleginnen vorbereitet hatte und die der lange bestehenden Partnerschaft der beiden germanistischen Institute neue Impulse gegeben hat. Drei Tage lang stellten Nachwuchswissenschaftlerinnen beider Universitäten ihre Forschungsprojekte vor und diskutierten gemeinsam über Texte der deutschen Literatur, von Schiller bis zur unmittelbaren Gegenwart. Den abendlichen Festvortrag, der nun in schriftlicher Form vorliegt, hielt Leszek Żyliński. Die angeregte Diskussion im Anschluss an den Vortrag zeigte, wie selbstverständlich inzwischen für alle Beteiligten die Idee eines gemeinsamen Europa ist, in der die Grenzen durchlässig geworden sind und Wissenschaftler aus benachbarten Nationen zusammen ihre Forschungsprojekte entwickeln und diskutieren. Dabei brauchen Unterschiede in der Erfahrung und der Wahrnehmung nicht verwischt zu werden, können vielmehr als fruchtbare Erweiterung der vertrauten Perspektive wahrgenommen werden. So war es für die Hörer von Żylińskis Vortrag eine eindruckliche Erfahrung, auf die wiederkehrenden blinden Flecke der von ihm erläuterten westdeutschen Europa-Diskurse hingewiesen zu werden, bei denen zum allergrößten Teil der östliche Teil Europas ganz ausgeblendet blieb. Die Gründe, die Żyliński dafür anführt, fanden unter den deutschen und polnischen Zuhörern viel Zustimmung. So kann die interkulturelle Perspektive – gerade auch in der germanistischen Literaturwissenschaft – zur vielseitigen Bereicherung werden.

Leszek Żyliński ist im Übrigen in Oldenburg kein Unbekannter. 2009 stellte er – ebenfalls im Rahmen der genannten Institutspartnerschaft – hier seine Studie über *Die Eigenart der polnischen Rezeption von Günter Grass* vor, die ebenfalls in den „Oldenburger Universitätsreden“ veröffentlicht wurde (Nr. 187).

Oldenburg, im August 2011

Sabine Doering

LESZEK ŻYLIŃSKI

*Deutsche Schriftsteller und Europa.
Reflexionen zur europäischen Idee
zwischen 1945 und der Gründung der EWG.*

Die geistige Debatte in Deutschland unmittelbar nach Kriegsende wurde von der Frage der Schuld und der Verantwortung für den Nationalsozialismus beherrscht. Die Schriften von Thomas Mann und Karl Jaspers, von Friedrich Meinecke und Eugen Kogon steckten das Feld der Debatte ab und bildeten Orientierungspunkte für weitere Auseinandersetzungen der ersten Jahre nach der Zäsur von 1945. Aus einsehbaren psychologischen Gründen wurde für viele Deutsche mit der Zeit die Frage nach der Zukunft wichtiger als die nach der Vergangenheit, sodass auch recht viele deutsche Schriftsteller in ihren Zukunftsvisionen bald die Fixierung der Debatte auf Deutschland geistig zu überspringen suchten. Sobald sie dem Erlebnis des barbarischen Weltkrieges irgendeine positive Deutung abgewinnen wollten, ergriffen sie eine Flucht nach vorne und gelangten recht früh auf eine europäische Ebene. Vielen wurde nämlich schnell klar, dass die kommende friedliche Ordnung nach dem Horror des entfesselten Nationalismus der Jahre 1914–1945 nur gesamteuropäisch gedacht werden konnte.

Die einen wollten sich im Rückblick an eine heile Welt der unverbrüchlichen europäischen Werte erinnern, die anderen suchten darüber hinaus in Europa eine Quelle neuer postnationaler Identifikation, bzw. sie tauschten lediglich den Schlüsselbegriff Nation gegen Europa und hingen weiterhin dem Denken in Machtkategorien an, freilich unter einem anderen Vorzeichen. Europa als eine Erinnerung an Werte des Abendlandes, als eine geopolitische Machtkonstruktion, als eine entlastende Identifikationsgröße wurde in den vierziger und fünfziger Jahren des 20. Jahr-

hunderts gleichsam zum Schlüsselwort für viele Schriftsteller, die öffentlich über die Zukunft nachdachten.

Ein Autor, der ein Jahr nach Kriegsende im Namen der so genannten jungen Generation Europa als Ziel und Prüfstein für die Öffentlichkeit in Deutschland reklamiert, ist Alfred Andersch. Der damalige Mitherausgeber des „Ruf“ verfasst für das erste Heft dieser Zeitschrift den programmatischen Artikel *Das junge Europa formt sein Gesicht*.¹ Der Text erstrahlt fast vom Enthusiasmus für den „Prozess einer Weltwende“, das „europäische Wiedererwachen“ und für den jugendlichen „Geist der Aktion“. Das Denken des dreißigjährigen Autors, welcher der so genannten jungen Generation der Heimkehrer und Kriegsgefangenen Argumente liefert, ist geprägt von Verklärung der eher erwünschten als wirklich existierenden geistigen Einheit der Jugend Europas. Diese nach Kriegsende von zahlreichen Schriftstellern und Publizisten gewählte Selbstetikettierung bezeichnete nicht so sehr schaffenspsychologische Verwandtschaft als vielmehr eine politisch-sozial bestimmte Gruppenidentität, in der sich Abgrenzung von der schuldbeladenen Vätergeneration mit den lebensgeschichtlichen Erfahrungen des Krieges, der Gefangenschaft und des Versagens der Politik traf. Für das öffentliche Engagement eines Alfred Andersch, Hans Werner Richter oder Walter Kolbenhoff waren „das Amerika-Erlebnis, die Mitarbeit an Gefangenenzeitschriften und vor allem die demokratisch-liberalen Umerziehungskurse der ‚Antifa-Lager‘ im Optimismus der One-World- und New-Deal-Ideologie“² prägend.

Der zentrale Begriff des Aufsatzes von Andersch ist der des „sozialistischen Humanismus“. Der Autor will in zahlreichen europäischen Ländern eine ähnliche Aufbruchsstimmung entdeckt haben, die er schließlich zu einem „Gesetz“ erhebt: „die Forderung nach europäischer Einheit“. Dieses durchaus aufrichtige Auftreten für sozialistische und freiheitliche Ideale zugleich wird jedoch in einer zum Teil skurrilen Diktion vorgetragen, die selbst

1 Alfred Andersch, *Das junge Europa formt sein Gesicht*, „Der Ruf. Unabhängige Blätter der jungen Generation“ vom 15. August 1946, S. 1–2.

2 Karl Esselborn, *Neubeginn als Programm*, in: *Literatur in der Bundesrepublik Deutschland bis 1967*, hrsg. von Ludwig Fischer (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd.10), München 1986, S. 233.

auf der lexikalisch-semantischen Ebene im Gebrauch solcher Worte wie „Fanatismus“, „rücksichtslose Hingabe“ oder „Haltung“ den nationalsozialistischen Zungenschlag offenbart.³

Gewiss hat der Deserteur und Antifaschist Andersch sein europäisches Bekenntnis aufrichtig gemeint, doch ungeachtet dessen lassen sich Parallelen mit dem nationalsozialistisch verkörperten Europabild auch der bereits vom Faschismus heraufbeschworenen jungen Generation in der Propaganda der späten Kriegsphase leicht zurückverfolgen. So finden wir beispielsweise bei Max Clauss, dem ehemaligen Redakteur der „Europäischen Revue“ und zwanzig Jahre später eifrigen NS-Propagandisten, ähnliche Bilder und einen ähnlichen Sprachduktus. Selbstverständlich argumentiert Clauss in seinem Buch *Tatsache Europa* (1943) wie ein guter Nazi, doch Manches könnte in den Text von Andersch fast unverändert übernommen werden: „Träger des Sieges und Bringer der neuen Zeit war die auf den Schlachtfeldern tausendfach bewährte junge Generation, in der das alte Europa einen heiligen Frühling erlebte. (...) Diese Jungen, die weder Zeit noch Lust hatten, sich mit Doktorfragen zu quälen, waren nicht wie ihre Feinde Knechte des technischen Zeitalters, sondern durch ihr Soldatentum und ihr sozialistisches Bekenntnis Herren der Maschine wie des Schlachtfeldes. Sie waren gefeit gegen den Materialismus in jeder Gestalt.“⁴

So formulierte der nationalsozialistische Förderer der „Festung Europa“ die intendierte Grundhaltung der Jugend noch kurz vor Kriegsende. Drei Jahre später findet Andersch den gemeinsamen Ansatz der europäischen Einheit sowohl in den Werten des Sozialismus und der Freiheit als auch in der „Gemeinsamkeit der Haltung und des Erlebens“ der europäischen Jugend. Für ihn sei eben jene Haltung – anscheinend unabhängig davon, welche Werte man im Krieg verteidigt hat – „das dünne Seil, das die feindlichen Lager verknüpft“. Das könnte der geläuterte Nazi-Propagandist nach dem Zusammenbruch des Reiches genauso schreiben. Ebenfalls offenkundig ist die Parallele zu Ernst Jün-

3 Alle zitierten Worte Anderschs (auch im weiteren Verlauf der Ausführung) nach dem „Ruf“-Artikel wie Anm. 1.

4 Max Clauss, *Tatsache Europa*, Prag Amsterdam Berlin Wien 1943, S. 166, 168.

gers Verklärung des Kriegserlebnisses. Noch einige Jahre später bescheinigt Andersch dem Autor der *Marmorklippen*, er baue in den Essays und in der Prosa „die symbolische Technizität seiner Sprache mit der Konsequenz des geborenen Soldaten zum Mittel des Angriffs aus.“⁵ Allerdings schätzt Andersch Jüngers Europa-Schrift *Der Friede*, die in Abschriften seit 1944 kursierte, nicht allzu hoch. Offensichtlich überzeugte auch ihn das „Formelhafte“ dieser Schrift nicht. Dieser diffuse Stil verdient eher, als ein Vorgehen bezeichnet zu werden, mit dem durch die quasi theologische und kulturanthropologische Argumentation der Frage der konkreten Schuld ausgewichen wird. Was Anderschs Europa-Vorstellung auszeichnet, ist eine positive Bewertung des Sozialismus, die Betonung der Mitarbeit der deutschen Emigration bei dieser Aufgabe und die zentrale Rolle der Erziehung, die deutsche Jugend für Europa und Demokratie zu gewinnen. Der „Ruf“-Redakteur wünscht sich den „Enthusiasmus der angelsächsischen Völker für Erziehung“, der auch in Deutschland „wie eine alles mitreißende Woge über das Land“ gehen und Bildung „zum tiefsten Erlebnis“ machen möge.

Anderschs Bekenntnis zur führenden Rolle Amerikas bei der künftigen europäischen Entwicklung kann sicherlich als Folge seiner insgesamt positiven Erfahrungen in der Kriegsgefangenschaft in den USA verstanden werden. Ganz richtig erkennt er nämlich die Zeichen der Zeit, wenn er Amerika mit seiner republikanischen Tradition und der praktizierten politischen Freiheit die Anerkennung zollt, „zur mütterlichen Brutstätte einer europäischen Erneuerung zu werden“.

„Die europäische Bewegung zur Einheit in sozialistischer Praxis und humanistischer Freiheit“ ist eine Projektion, die Anderschs Landsleute in Richtung Zukunft schauen ließ, was vor allem jungen Deutschen, die sich für den Nationalsozialismus nicht verantwortlich fühlten, Chancen gab, aus der Enge deutscher Verhältnisse und vergangenheitsgerichteter Debatten auszubrechen und sich als gleichwertige Bürger Europas zu fühlen, wenn

5 Alfred Andersch, *Deutsche Literatur in der Entscheidung*. Ein Beitrag zur Analyse der literarischen Situation, Karlsruhe 1948, S. 13.

schon der eigene Nationalstaat politisch und moralisch diskreditiert war.

Und doch war die Programmatik des „Ruf“ nicht allein auf Synthese von Freiheit und Sozialismus im künftigen geeinten Europa ausgerichtet. Was diese junge Generation auszeichnete, war ihre „grundsätzliche Ideologiefindlichkeit“, die „Befürwortung eines eigenverantwortlichen, nicht von den Siegermächten kontrollierten Umerziehungsprozesses“ und der „apodiktisch formulierte Wunsch nach Wiedervereinigung der Besatzungszonen“, was „auf ein möglichst rasches Wiedererlangen der staatlichen Souveränität“ setzte.⁶

Stärker setzt solche Akzente Hans Werner Richter – der zweite Mitherausgeber des „Ruf“ – in seinem Plädoyer für europäische Einheit. Als er einige Monate später im 14. Heft dieser Zeitschrift zum Thema Europa Stellung nimmt, hält er „die Stunde einer europäischen Wiedergeburt“ für „bereits versäumt“.⁷ Viel entschiedener als Andersch geht Richter von der Prämisse aus, dass die Grundlage der europäischen Einheit in den einzelnen staatlich organisierten Nationen liegt. Ihm scheint es als selbstverständlich, dass die Einheit keine Existenzchancen hat, „wenn die nationalen Rechte nicht gewahrt bleiben“ (156). Und mit Blick auf die Deutschland-Politik der Alliierten sieht er gerade entgegenwirkende Kräfte am Werke: „Die Mitte Europas wird von dem politischen Fieber der Welt zerrissen. An die Stelle der großen Nationalstaaten, deren Zusammenfassung in einen europäischen Staatenbund möglich gewesen wäre, tritt nun die Kleinstaaterei, deren Zusammenschmelzung unmöglich ist. Aus den Republiken Groß-Hessen und Klein-Franken kann man keine Vereinigten Staaten von Europa bilden“ (155). Richter betrachtet vor allem die britische Außenpolitik und persönlich Churchill – „gestern noch ein Reaktionär und Nationalist und heute ein Vorkämpfer der europäischen Idee“ (154) – als jene Kraft, die, in

6 Vgl. Waltraud Wende-Hohenberger, *Ein neuer Anfang? Schriftsteller-Reden zwischen 1945 und 1949*, Stuttgart 1990, S. 151.

7 Hans Werner Richter, *Churchill und die europäische Einheit*, in: *Der Ruf. Eine deutsche Nachkriegszeitung*, hrsg. von Hans Schwab-Felisch, München 1962, S. 155. Weitere Zitate aus diesem Aufsatz werden im Haupttext nur mit Seitenzahl angegeben.

Wahrheit lediglich um ‚Balance of Power‘ bemüht, eine unsaubere und letztlich zum Scheitern verurteilte Europapolitik führt: „Man kann nicht Europa balkanisieren und europäisieren zur gleichen Zeit und mit gleichen Mitteln“ (155).

Als Repräsentant und Sprecher der jungen Generation will er, im Unterschied zu den etablierten demokratischen Politikern, Europas Einheit im Einklang mit einem radikalen Umbau der wirtschaftlichen Verhältnisse in Richtung Sozialismus verwirklicht sehen. Die alte Konstruktion Europas müsse „absterben“, das neue Europa gleichsam „sozialistisch sein oder es wird nicht sein“ (156). Die Fortsetzung des liberalen und privatwirtschaftlichen Entwicklungsweges wie auch der idealistische „Internationalismus der Friedensgesellschaften und pazifistischen Vereinigungen“ (157) hätten versagt und verwiesen die europäische Idee in den Bereich des Utopischen. Die von den „Ruf“-Autoren innig gewünschte Bewegung des „jungen Europa“, deren Teil „die revolutionäre Bewegung des Jungen Deutschlands“ (157) sei, setzt jedenfalls auf den Sozialismus als Voraussetzung der Einheit des Kontinents. „Nur in einer sozialistischen und einheitlichen Wirtschaftsordnung“ könne „die politische Einheit Bestand haben“, lautet das Credo Richters, der diese soziale Grundprämisse sofort um eine nationale Komponente erweitert, indem die „Gleichberechtigung aller Nationen“ eingeklagt wird. In der damaligen Situation ging es dem Autor vornehmlich um die Rechte Deutschlands, denn an keiner Stelle dieses Aufsatzes würdigt er, wenn auch nur mit einem Satz, die Lage in anderen Staaten, zum Beispiel der aufs neue unterdrückten Völker Ostmitteleuropas.

In der gleichen Zeit, im Frühjahr 1947, schlägt auch Andersch deutlicher nationale Töne an, wenn er im 16. Heft des „Ruf“ nicht mehr dem europäischen Enthusiasmus, sondern dem Interesse an der deutschen Einheit Vorrecht einräumt: „Nur wenn Deutschland als geschlossenes Gebilde, als strategisch zwar kontrollierter, aber in sich autonomer Raum erhalten bleibt, wird es aus seinem Herzen und aus seiner Kraft heraus an jener europä-

ischen Lösung mitarbeiten können, die allein den Frieden der Welt zu sichern vermag.“⁸

Richters Denkweise ist in geopolitischen, nationalen und ideologischen Kategorien befangen, wobei man nur schwer den Inhalt seines damaligen Sozialismusbegriffes ergründen kann. Anders als sein Mitherausgeber, dem die demokratische Grundierung des Sozialismus unabdingbar für dessen humanistische Wirkung ist,⁹ betrachtet Richter zum Beispiel die Sowjetunion lediglich unter sicherheitspolitischem Aspekt. Folglich hofft er nicht nur darauf, dass das sozialistische Europa eine „Westblockbildung gegen den Osten“ (158) unnötig und unbrauchbar machen würde, sondern er möchte gar „die politische Freundschaft“ (159) mit dem kommunistischen Sowjetstaat zur „raison d'être“ Europas auserwählen.

Ganz im Geiste der so genannten Inneren Emigration, in der Vorstellung Europas als einer „geistigen Wirklichkeit“, meldet sich Frank Thiess im Jahre 1948 mit seinem Essay zu Wort.¹⁰ „Die Vereinigten Staaten von Europa“ nach der „Überwindung des Nationalismus“ (265) seien seine Zielvision. Dieses Projekt ließe sich nach der Erfahrung des Krieges durchführen, weil nunmehr die führende Schicht in Deutschland, Österreich und Italien – Thiess scheint gleichsam im Namen der ehemaligen Aggressoren zu argumentieren – europäisch denke (265). Das postulierte „neue Bewusstsein der Solidarität der europäischen Völker“ (266) gründet bei ihm jedoch auf einer unbedarften und verlogenen Prämisse eines gemeinsamen Erlebnis- und Erinnerungshorizontes

-
- 8 Alfred Andersch, Deutsche Kommentare: Ein Jahrhundert der Furcht?, „Der Ruf. Unabhängige Blätter der jungen Generation“, Heft 16 vom 1. April 1947, S. 3.
 - 9 Im zitierten Aufsatz des ersten „Ruf“-Heftes stellt Andersch nämlich fest, dass Europas Jugend in ihrer Anerkennung der Würde und Freiheit des Menschen bereit wäre, „das Lager des Sozialismus zu verlassen, wenn sie darin die Freiheit des Menschen aufgegeben sähe zugunsten jenes alten orthodoxen Marxismus, der die Determiniertheit des Menschen von seiner Wirtschaft postuliert und die menschliche Willensfreiheit leugnet.“ Wie Anm. 1.
 - 10 Frank Thiess, Europa als politisches Problem, in: Plädoyers für Europa. Stellungnahmen deutschsprachiger Schriftsteller 1915–1949, hrsg. von Paul Michael Lützeler, Frankfurt a.M. 1987, S. 265–280. Weitere Textverweise werden im Haupttext nur mit Seitenzahl angegeben.

„der abendländischen Völker“ (267) der Nachkriegszeit. „Denn gemeinsames Leid, auch wenn man es sich gegenseitig zugefügt hat“, fährt der Schriftsteller fort, „erzeugte ein gemeinsames Schicksal, das, ob die Regierungen dies wollen oder nicht wollen, die Völker zusammenführen muss.“ (268) In seiner weiteren Argumentation versteigt sich Thiess gar zu einer These, die dermaßen absurd erscheint, dass man sie wohl am besten in extenso wiedergeben sollte. Verdienst daran, dass jetzt überall und „in allen Schichten der Bevölkerung der europäische Gedanke lebt“, hätten „vermutlich“ zwei Tatsachen: „Einmal die Ausbreitung der deutschen Armeen über nahezu den gesamten abendländischen Raum und zweitens die Zerstörung der Städte. Dass deutsche Soldaten in Kreta, in Sizilien, in der Normandie, in Norwegen waren, ist für sie wie für die Länder, in denen sie sich befanden, von einer noch gar nicht zu übersehenden Bedeutung geworden. Es hat sich auch hier bewiesen, dass Kriege nicht trennen sondern verbinden.“ (271) Durch die Weltkriege hätten die Deutschen darüber hinaus Gelegenheit bekommen, andere Völker kennen zu lernen, wodurch „Riesenmauern von Vorurteilen eingerissen“ (271) worden seien. Zu solch einer Behauptung kann man nur nach Lützel wiederholen: „Das ist die unsinnigste nachträgliche Rechtfertigung des Krieges, die damals zu Papier gebracht wurde.“¹¹

Sie ist zweifelsohne unsinnig und apologetisch, diese These entbehrt jedoch nicht einer gewissen inneren Logik. Zwar lässt sich damit der deutsche Angriffskrieg nicht ernsthaft rechtfertigen, nichtsdestotrotz bleibt in einer solchen Perspektive der ganze Raum östlich und südöstlich von Deutschland, als offenbar dem Abendland nicht zugehörig, ausgeschlossen. Folglich kann der „Europäer“ Thiess deutsche Soldaten von Kreta bis Norwegen erblicken, aber Warschau und Leningrad, Auschwitz und Lidice sind in einer solchen Sicht Europas nicht existent – und belasten das anscheinend gute Gewissen nicht mit Massenmord und Holocaust. Eine solche Ausklammerung des Ostens mindert jedenfalls die Gefahr, Deutschlands Zugehörigkeit zu der als europäisch definierten Wertegemeinschaft im Westen in Zwei-

11 Paul Michael Lützel, *Die Schriftsteller und Europa. Von der Romantik bis zur Gegenwart*, München 1992, S. 414.

fel zu ziehen. Diese Denkweise schreibt sich in die bereits entstehende neue Front des Kalten Krieges ein, in dem Menschen und Schicksale östlich der Elbe undifferenziert als die Anderen stigmatisiert, auch aus dem Bewusstsein der westdeutschen Öffentlichkeit der Nachkriegszeit getilgt wurden. Dies war nur eine willkommene Gelegenheit, nicht über eigene Verbrechen und Schuld Rechenschaft ablegen zu müssen, sondern von Armeegeist und Abendland zu schwärmen. Der Essay von Frank Thies stellt im Geistigen das Pendant einer Entwicklung dar, die Hannah Arendt in dieser Zeit als eine „absichtliche Weigerung zu trauern“ oder „den Ausdruck einer echten Gefühlsunfähigkeit“ in Deutschland diagnostiziert.¹²

In seinem weiteren Plädoyer für Europa schlägt Thies den üblichen Weg eines konservativen Intellektuellen ein und schreibt von „einer schöpferischen Rückerinnerung an die Antike“ (272) und einer Aufwertung der Rolle der römischen Kirche. Die großen Ideen der Demokratie und der Freiheit seien doch letztlich „Überlieferungen aus der Welt unserer hellenischen Ahnen“ (273); die europäische Erneuerung komme gleichsam aus dem „Sich-Besinnen auf Urzusammenhänge“ (278) heraus. Zwar reflektiert das Europakonzept von Thies den Bruch mit der europäischen Tradition im Hitler-Deutschland kaum mit, doch beweist der Autor immerhin Augenmaß für das Machbare, wenn er von den Deutschen eine Haltung abverlangt, „sich in jeder Hinsicht als Europäer zu beweisen, nicht aber etwas erreichen zu wollen, dessen Verwirklichung außerhalb unserer Macht liegt“ (279). Thies befürwortet das Projekt Vereinigter Staaten von Europa bzw. von Paneuropa. Er verbleibt jedoch in seiner Denkweise und Argumentation in höheren Sphären des Ästhetischen (z.B. der Anrufung „des Willens zur Schönheit“ 277) und ist nicht bereit, die Konsequenzen der Naziherrschaft in und für Europa in aller Schärfe mitzudenken. Überraschenderweise beendet er sei-

12 Hannah Arendt: Besuch in Deutschland, Berlin 1993, S. 24. Die Autorin schreibt weiter: „Dieser allgemeine Gefühlsangel, auf jeden Fall aber die offensichtliche Herzlosigkeit, die manchmal mit billiger Rührseligkeit kaschiert wird, ist jedoch nur das auffälligste äußerliche Symptom einer tief verwurzelten, hartnäckigen und gelegentlich brutalen Weigerung, sich dem tatsächlich Geschehenen zu stellen und damit abzufinden.“ Ebenda, S. 25.

nen Essay mit einem recht weitsichtigen, obwohl der damaligen Politik vermutlich abholden Appell: „Denn falls ein ‚Paneuropa‘ zustande käme und bliebe im ängstlich gezimmerten Rahmen misstrauischer Beobachtung des Nachbarn begrenzt oder würde gar zu einem Machtblock ausarten, in dem man sich nur darin einig ist, dass er seine Kanonen gegen den Osten zu richten hat, ginge von ihm kein zeugendes Leben aus. Es wäre nicht mehr als ein Syndikat mit dem Zweck, den unvermeidlichen Untergang um einige geschichtliche Minuten zu verzögern.“ (280)

Die Ansichten von Thiess entsprechen wohl der Denkart vieler konservativer Intellektueller. Auch bei dem *Volk-ohne-Raum*-Autor Hans Grimm findet sich eine Aussage zugunsten Europas, die ihm zwar keine Herzenssache ist, aber in der vorhandenen Situation eine vernünftige Lösung darstellt. Er schreibt im April 1947: „Ich will ganz gewiß nicht, daß bei alten Dingen neu angefangen wird. Der Gedanke des Staatsnationalismus und das, was früher bei uns Patriotismus hieß, hat keine Gelegenheit mehr und auch kein Recht mehr. Die ganze Hoffnung kann sein ein Gelingen des vereinheitlichten Europa.“¹³ Grimm schien überzeugt zu sein, „daß früher oder später das vereinheitlichte Europa kommen werde“, nur stellte er auch für die Zukunft fest, „... für uns müssen wir die deutsche Substanz erhalten und müssen den Mut haben, Elite zu sein.“¹⁴ Offenbar dient hier Europa nicht als ein erwünschtes, sondern ein unausweichliches Ziel, in dem deutsche Interessen und Vorherrschaft gewährleistet/garantiert werden sollten.

Die Einigung des Kontinents – wohlgemerkt unter anderen Zeichen als die Konservativen – wünschen sich dagegen diejenigen Intellektuellen aufrichtig, die sich selbst christliche Sozialisten nennen. Ihre wichtigsten Exponenten fanden sich in der Monatschrift „Frankfurter Hefte“ zusammen. Ihr Mitherausgeber, Walter Dirks, ruft bereits im Eröffnungsartikel des ersten Heftes als Ziel Europa aus, denn „wir proklamieren das Ende des souveränen Nationalstaates. Wir können es umso mehr, als wir es sind,

13 Hans Grimm 1947 in einem Brief an Paul Alverdes, zit. nach: Werner Mittenzwei, *Die Intellektuellen. Literatur und Politik in Ostdeutschland 1945–2000*, Leipzig 2002, S. 28.

14 Hans Grimm 1947 in einem Brief an August Winnig, ebenda.

dieses Ende: nur müssen wir es auch wollen, um aus der Not der Stunde wahrhaft eine Tugend zu machen. Die europäischen Nationen sind zu klein geworden. Sie werden nicht mehr fertig mit der Krise.“¹⁵ Nunmehr wird eine „Konföderation der europäischen Völker“ unter den Leitideen des Christentums und des Sozialismus erstrebt.

Auch Eugen Kogon, der zweite Herausgeber dieser Monatschrift, betrachtet die Einigung als die einzige Überlebenschance für Europa. Ein aufrichtiger Gegner der Nationalsozialisten, der dafür sechs Jahre im KZ Buchenwald verbrachte und nach Kriegsende mit seiner schriftstellerischen und publizistischen Arbeit demokratische Einstellung unter den Deutschen propagierte, gilt Kogon gar als einer der intellektuellen Väter der europäischen Integration. Er engagierte sich unter anderem in der Union Europäischer Föderalisten und in der Europa Union Deutschland, deren erster Präsident er von 1949 bis 1954 war. Von 1951 bis 1953 war der Mitherausgeber der „Frankfurter Hefte“ auch Präsident des Deutschen Rates der Europäischen Bewegung.

Europa habe – so Eugen Kogon – seine geschichtliche Vorherrschaft durch den Nationalismus und Faschismus verspielt: „Der Faschismus war die Liquidationsrevolution einer Epoche. Die Macht Europas, das sich über die Welt ausgebreitet, sie mit seinem verwandelnden Geiste wachgerufen und beinahe alle seine eigenen Ideale verraten hat, ist zerbrochen. (...) Die europäischen Bevölkerungen sind desorientiert bis zum äußersten.“¹⁶ Es wird problematisch, im Geist den Halt zu finden, wenn „die großen Religionen und Ersatzreligionen: das Christentum, der Humanismus, der Rationalismus in Europa und weit darüber hinaus ihre Kraft verloren [haben], die Welt und die Menschen umzuwandeln“ (147).

15 Walter Dirks, Die Zweite Republik. Zum Ziel und zum Weg der Deutschen Demokratie. „Frankfurter Hefte“ Heft 1, 1946, S. 16f.

16 Eugen Kogon, Die Aussichten Europas, in: Europäische Avantgarde, hrsg. von Alfred Andersch, Frankfurt a.M. 1949, S. 147. Weitere Zitate aus diesem Aufsatz werden im Haupttext nur mit Seitenzahl angegeben.

Da die großen verführerischen Ideologien des Jahrhunderts *pas-sé* sind, bleibt den Europäern in einer sich entzweierenden Welt wohl nur übrig, für die „Dritte Kraft“ (157) zwischen Ost (Sowjetunion) und West (Amerika) aufzutreten. Eine Alternative zwischen den Systemen wäre Kogons Wunsch, wobei er nicht ganz idealistisch nur dem Wunschdenken der Pazifisten und der Allermenschen-Freunde frönt. Es mag erstaunen, dass er im Herbst 1949 durchaus „eine europäische Armee“ zulassen will, die „vorübergehend zwar eine Last, die mit Hilfe Amerikas erleichtert würde, aber auch ein Vorteil im Übergang“ (159) wäre, um gegen die „Wiederholung der Geschichte“ (156) und für die Durchsetzung der demokratischen Politik „auf den Kreml Eindruck zu machen“ (154).

Wie in vielen anderen Texten wird die deutsche Schuld gleichsam in den europäischen Kontext gestellt, dabei argumentiert Kogon wohlgerne für seine These vor dem Hintergrund der sich abzeichnenden ideologisch-politischen Spaltung Europas in zwei Einflusszonen. Er nennt konkrete Maßnahmen der politischen Gremien dieser Zeit (etwa europäische Kongresse in Den Haag und in Brüssel), in denen sich europäische Aussichten (im Sinne von Gesamteuropa) manifestieren, die jedoch von der halbherzigen Politik der Staaten gefährdet sind. Er postuliert deshalb die europäische Einigung als „eine konkrete Möglichkeit. Eine schmale und jederzeit aufs äußerste gefährdete Möglichkeit. Eine wahrscheinlich nur in rasch vorübergehender Zeit zu realisierende Möglichkeit. Aber die einzige, die außerhalb der Schuttfelder des Nationalismus, der Gefängnisse und Lager des Totalitarismus und der Wüsten des Krieges sichtbar ist. Die einzige Möglichkeit auch, die geeignet erscheint, die Voraussetzung dafür zu bieten, dass wir die Katastrophe Europas verhindern, ja sogar überwinden“ (159).

Die Publizisten der „Frankfurter Hefte“ warben somit für die Idee einer sozialistisch orientierten europäischen Föderation, in der sie gleichzeitig die Chance einer demokratischen Umorientierung in Deutschland sahen. Ähnlich forderte Pastor Martin Niemöller im Amtsblatt der evangelischen Kirche in Deutschland „ein ‚Vereinigtes Europa‘ als Brücke zwischen Ost und West, die

allein einen Dritten Weltkrieg verhindern könne“.¹⁷ Eine sozialistische, dem Kommunismus wie dem Kapitalismus kritische Alternative zu der sich abzeichnenden Blockbildung quer durch Europa propagiert Richard Löwenthal. Aus seiner soziologischen Analyse der Nachkriegs-Staatenwelt schöpfte er „sogar die Hoffnung, daß die Entwicklung zu einem Dritte-Kraft-Europa jenseits des Kapitalismus nicht mehr aufzuhalten war.“¹⁸

Ungefähr in der gleichen Zeit schrieb Klaus Mann, der nach seinen Exiljahren nicht mehr in Deutschland heimisch werden konnte, seinen großen Europa-Essay. Er erschien zuerst in Amerika und erst dann 1949 nach seinem Freitod in der Übertragung seiner Schwester Erika auf Deutsch. Ernüchternd und selbstquälerisch zog er einen Schlusstrich unter die europäische Gegenwart: „Inmitten von Trümmern und Ruinen, angesichts verstümmelter Männer und hungernder Kinder wird der tödliche Ernst der Lage jedem Denkenden klar.“¹⁹ *Die Heimsuchung des europäischen Geistes* – wie Mann seinen Essay betitelte – nehme seit dem Ersten Weltkrieg ständig zu und trete „jetzt in ihre letzte, entscheidende Phase“ (304). Falsche Glaubensbekenntnisse, trunkene Rhetorik, wütende Anklagen und Gegenanklagen, Beleidigungen und Schmähworte hätten Wahrheitssuche und Diskussionskultur der Intellektuellen verdrängt und zeugen nunmehr vom Chaos im Denken und von der weit verbreiteten Unfähigkeit zum Dialog. Im Angesicht des Kalten Krieges (wir schreiben das Jahr 1949) gelten „Neutralität, Weisheit, Objektivität als Hochverrat. Dem Intellektuellen ziemt es, sich zu entscheiden, sich festzulegen, zu kämpfen, Soldat zu sein“ (311). Klaus Mann setzt nicht mehr viel Hoffnung in das „krisenranke“ Europa, auch weil er die politische und geistige Entwicklung der er-

17 Zit. nach Wilfried Loth, *Rettungsanker Europa? Deutsche Europa-Konzeptionen vom Dritten Reich bis zur Bundesrepublik*, in: *Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkrieges. Eine perspektivische Rückschau*, (Hg.) Hans-Erich Volkmann, München Zürich 1994, S. 208.

18 Ebenda, S. 208–209.

19 Klaus Mann, *Die Heimsuchung des europäischen Geistes*, in: *Plädoyers für Europa. Stellungnahmen deutschsprachiger Schriftsteller 1915–1949*, op. cit., S. 304. Weitere Zitate aus diesem Aufsatz werden im Haupttext nur mit Seitenzahl angegeben.

sten Hälfte des 20. Jahrhunderts für eine Bankrotterklärung der europäischen Intellektuellen hält.

Eine solche Diagnose ist zugleich ein Abschied von Europa als eine hehre Idee. In seinem Essay läßt Mann einen Philosophie-Studenten Sätze aussprechen, die er seinen Zeitgenossen mit auf den Weg geben wollte: „Es gibt keine Hoffnung. Ob wir Intellektuelle nun Verräter seien, oder Opfer, wir täten gut daran, die völlige Hoffnungslosigkeit unserer Lage zu erkennen. Warum sollten wir uns etwas vormachen? Wir sind geliefert! Wir sind geschlagen!“ (317) Kein Stolz, keine Zuversicht in die sonst so häufig beschworene europäische Humanität. Folglich blieb wohl nur eine Tat übrig – die, die auch Klaus Mann kurz vor der Veröffentlichung seines Essays auf sich nahm.

Anders, mit großem Pathos der heraufbeschworenen „abendländischen Universalität“, meldet sich dagegen Werner Bergengruen zu Wort. Die Schlüsselworte seines Essays aus dem Jahre 1948 sind Abendland, Humanismus, Genesung; er rekurriert auf die antike und christliche Universalität, meidet dabei jegliche politisch anmutende Äußerung. Das Abendland möchte er als die Welt begreifen, die „durch die Botschaft des Heils angerührt wurde“ und das „fortwirkende, erdumspannende Erbe“ der Antike fortsetzt.²⁰ Einzig das Christentum als eine gemeineuropäische „Bildungs- und Formungsmacht“ der Zukunft (286) und die abendländischen „Kräfte des ordnenden, das heißt des geformten und formenden Geistes“ (282) wären imstande, Europa und die Welt vor dem Sturm des Chaos zu schützen. Dabei bezieht sich Bergengruen in seiner Argumentation sowohl auf Novalis' „wunderbares Manifest“ (296), die große Rede *Christenheit oder Europa* von 1799, als auch auf die Enzyklika *Rerum novarum* des Papstes Leo XIII. aus dem Jahre 1891. Seine Universalität platziert sich somit in der Nähe des christlichen Personalismus. Zwar kann man einer solchen Deutung Idealismus und Eurozentrismus vorwerfen, doch bemüht sich Bergengruen gleichzeitig darum, Europa in seiner Ganzheit zu bedenken und die Völker,

20 Werner Bergengruen, Über abendländische Universalität, in: Plädoyers für Europa. Stellungnahmen deutschsprachiger Schriftsteller 1915–1949, op. cit., S. 282. Weitere Zitate aus diesem Aufsatz werden im Haupttext nur mit Seitenzahl angegeben.

die „von dieser oder von jener der großen und gefährlichen Irrlehren unserer Zeit erfaßt worden sind“ (sprich: Faschismus bzw. Kommunismus), nicht als vom Abendland ausgeschlossen anzusehen, sondern „als erkrankte Glieder unseres gesamt-abendländischen Leibes“ (296). Will man also die „Wirrnisse der Gegenwart“ (295) schlichten, will man dem kranken Europa zur Genesung verhelfen und die natürliche Tendenz des Menschen zur Universalität befördern, dann sollte man – ausgehend vom Primat des Menschen als dem „erhabenen Ebenbild des Schöpfers“ (293) – im Prozess der Genesung „den Weg der christlichen Lehre, den Weg der abendländischen Mäßigung und Hochherzigkeit gehen“ (296).

Mit der Zeit zogen sich die Schriftsteller zunehmend auf eben solche Grundsatzpositionen zurück, die sich nicht mehr in politischen Projektionen erschöpften, sondern nach Antworten auf grundlegende Fragen der europäischen Lebensform, des geistigen Formats Europas und seiner historischen Identität trachteten. In der *Botschaft für das europäische Gespräch der Goethe-Vereinigung Wetzlar* schlug Reinhold Schneider im Jahre 1949 bereits solche Töne an, indem er eine moralisch-philosophische Ebene für den Diskurs vorschlug: „Ein europäisches Gespräch kommt dann zustande, wenn die Teilnehmer sich ihrem Gewissen unterstellen.“²¹

Eine solche Position charakterisiert seinen Essay *Europa als Lebensform*, in dem Schneider „nicht überzeugen“, sondern „bezeugen“ will, was ihm Europa bedeutet. Den Ausgangspunkt bildet sein Unbehagen an der pragmatisch-technischen Reduktion des Begriffes zu Kürzeln wie Euratom oder Euromarkt. Eine solche Entwicklung, die wohlgemerkt im Jahre der Schneider'schen Rede 1957 Gestalt anzunehmen begann, verdränge den wahren Gehalt dieses Wortes; Europa bedeute ihm hingegen „eine Lebensform, eine bestimmte Art zu sein und zu denken, geschichtliche Auswirkung dieses bewegten Innern unter der Einwirkung weltlicher und überweltlicher äußerer Mächte“, ein Dasein

21 Reinhold Schneider, *Botschaft für das europäische Gespräch der Goethe-Vereinigung Wetzlar*, in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 8: Schwert und Friede, Frankfurt a.M. 1977, S. 444.

„zwischen Aufgang und Untergang, in ihnen beiden.“²² Was der Schriftsteller hier in etwas verschlüsselter Sprache vermisst, ist, mit anderen Worten, die transzendente Verankerung der neu gestalteten politischen europäischen Wirklichkeit. Hingegen kritisiert er eine Verkürzung des Begriffes zu einer Verteidigungs- und Dienstleistungsorganisation, denn „um die gesellschaftliche Existenz, die Lebensform steht es schlimm, wenn sie keine Zeichen mehr haben, deren Besitz Weihe ist, Zeichen, die notwendige Ordnung an das Ewige binden, die die Träger der Staatsmacht zur wahren Autorität erheben und ihnen zugleich sagen, dass sie nur Diener eines Andern sind“ (435).

„Von der Verteidigung nämlich und vom wirtschaftlichen Zusammenschluss kann man nicht leben“ (422) urteilt Reinhold Schneider mit der Besorgnis eines Europäers, dem eine solche Konstellation der Ziele suspekt wird, weil sie den Westen in Wirklichkeit in die Defensive treibt und damit die geistige Führung abtreten lässt. Der christliche Glaube und die Freiheit sind für Schneider jene zwei Prinzipien, ohne die Europa nicht existieren kann. Vor allem der Glaube bildet für ihn jenes „fesselnde Band“, das Europa als „ein Bündel widerstreitender Kräfte“ trotzdem zusammenhalten kann (422). Daraus schöpft er Kraft für den Auftrag seines Europäers, dem folgende Botschaft mit auf den Weg gegeben wird: „Unsere Aufgabe – unsere etwa mögliche Rettung – ist die Übertragung des Gesamtgeschichtlichen in unser Bewußtsein, seine Bergung und Verdichtung in beseelter Geistigkeit und Schicksalsbereitschaft. Unsere Bestimmung ist: das Gesamtgeschichtliche anwesend zu erhalten.“ (434) In diesem hochtrabend-pathetischen Sprachgestus ist der mit Tragik und Heroismus durchtränkte Geschichtsbegriff unüberhörbar. Die in dieser Zeit wirtschaftlich vorangetriebene institutionelle Einigung von (Teil-)Europa ist ihm nicht einmal erwähnenswert.

Die offenkundigen politischen Gegensätze zwischen Ost und West, die allerdings zu neuen „innereuropäischen Kriegen“ nicht mehr führen können, weil diese im Atomzeitalter „absurd ge-

22 Reinhold Schneider, Europa als Lebensform, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 8: Schwert und Friede, Frankfurt a.M. 1977, S. 421. Weitere Zitate aus diesem Aufsatz werden im Haupttext nur mit Seitenzahl angegeben.

worden sind“, werden eher „auf den Schlachtfeldern des Glaubens und des Geistes“ ausgetragen (434). Schneider spricht hier nicht in einer Diktion des Kreuzzuges, es finden sich bei ihm keine politisch oder ideologisch grundierten Vorwürfe gegen den Kommunismus, den er ganz sicher ablehnte. Der Autor ist sich dessen bewusst, dass der Gegensatz zwischen Macht und Geist unüberbrückbar ist, dass andererseits schließlich „alle europäischen Lebensformen, Machtgestaltungen unvollendbar waren und sind“ (428). Siegen kann weder die eine noch die andere Seite des politischen Konflikts, den Sieg kann nur das seiner selbst bewusste Europa davontragen, das „Eigenständigkeit und Universalität“ (423) bewahrt und das sich zu der neuen heroischen Haltung empor wagt, über den Materialismus des Ostens wie des Westens hinauszugelangen, oder – um Schneiders pathetischen Originalton wiederzugeben: „Wagen wir, die Zeit herauszufordern, ihr entgegen zu stehen, gerade mit den höchsten Werten, die immer widersprüchlich sind in sich selbst, Verheißung und Gefahr, Leben und Tod, doppelgesichtige Notwendigkeit!“ (442)

Schneiders *Europa als Lebensform* ist zu verstehen als ein Plädoyer für eine solche Vereinigung der Gegensätze von Macht und Geist, Krieg und Frieden, Freiheit und Gebundenheit, Glaube und Unglaube, Fortschritt und Geschichte, die in ihrer nicht aus tilgbaren Allgegenwart die europäischen Menschen prägen und ihre Zukunft immerfort auch prägen werden. Der Zusammenstoß dieser Gegensätze wird dann schließlich für Europas Zukunft produktiv wirken, sofern der universalistische Gedanke der europäischen Tradition, verkörpert im katholischen (d. h. allgemeinen) Glauben und dem seit den Griechen konstitutiven Freiheitsanspruch, nicht aufgegeben wird. Dieser Schriftsteller gehört zu den wenigen, die auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges Europa in seiner Ganzheit begreifen. Er verliert den Ostteil des Kontinents, der unter dem Zwang der Unfreiheit leben muss, schon deswegen nicht aus dem Blick, weil sich Europa „wie ein jeder Kulturzusammenhang, eine jede große geistig-geschichtliche Form nur aus dem Ganzen seines Wesens, seiner Existenz“

behaupten wird.²³ Seine Aufgabe sieht er ebenfalls darin, auf „die zweite Komponente“ hinzuweisen, die „Spannung zwischen Norden und Süden, die sich in den Zügen Karls des Großen nach Katalonien, der Normannen nach Byzanz und Sizilien, im Kampfe zwischen Kaiser und Papst ausgetragen hat“ (367–368). Diese Spannung, die zuweilen in Vernichtungskämpfe überging, erzeugte aber die ungeheure Kraft einer tragfähigen gemeinsamen Geschichte, „ein unschätzbares, ein unverfängliches Erbe“ (368).

Um die europäische Einheit zu versinnbildlichen, bemüht Schneider „die Gestalt des Kreuzes“. Dieses entstehe durch die geographische Kreuzung der beiden geistigen Strömungen Ost-West und Nord-Süd mit dem Zentrum (das genannte Kreuz) in Deutschland, irgendwo „in der Gegend der Wartburg“ (Luther), Gotha (Meister Eckhart) und Weimar (368). Dieses Bild zeigt, dass sowohl die Einigung Europas als auch der wahre Friede immer noch eine Aufgabe und noch lange keine Realität sind. Mit Blick auf das geteilte Deutschland und auf die vordrängende Ideologie des Kommunismus, die Europa teilweise seiner Identität beraubt hätte, stellt Schneider den Zeitgenossen als Aufgabe „durch unser ganzes Sein und Wirken eine nach Tyrannis strebende Ideologie, eine höchst unzureichende, auf längst überholten Voraussetzungen ruhende Auffassung von Mensch und Geschichte durch eine überlegene Erkenntnis und Haltung zu beantworten“ (377-378).

Ein anderer Autor, der in dieser Zeit Substantielles zu Europa vorlegte, war Rudolf Pannwitz. Er begleitete bereits seit den 1920er Jahren diese Thematik als Verfasser zahlreicher Essays. Im Jahre 1954 publizierte Pannwitz ein Buch, in dem er die Frage nach der Zukunft des Kontinents – auch politisch – zu beantworten sucht. Einige Jahre nach dem verheerenden Krieg ist dem Autor klar, dass Europa seine Vormachtstellung endgültig abgegeben hat und nunmehr im Koordinatensystem der alles beherrschenden Ost-West-Politik der Weltmächte seine Zukunft

23 Reinhold Schneider, *Der Friede der Welt*. Rede Reinhold Schneiders anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels in Frankfurt am 23.9.1956, in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 8: *Schwert und Friede*, Frankfurt a.M. 1977, S. 367.

gestalten muss. Da er jedenfalls dem Ende Europas nicht das Wort reden will, geht er von der These aus, Europa stehe „nicht am Ende, sondern am Anfang“²⁴ eines Weges.

Die neue Situation würde Europa zu seinen Gunsten meistern, sobald es sich möglichst schnell „in den Westblock“ integriere, denn „sogar für Rußland ist es besser, einen geschlossenen Westblock vor sich zu haben, anstatt etwas Unberechenbares und für sich ein Abenteuer- und Experimentierfeld“ (17). Mit einem solchen Diktum begeht Pannwitz mithin stillschweigend eine Amputation der europäischen Ganzheit (oder er zeigt nun seine Gabe eines Realpolitikers). In seiner Vision opfert er auf dem Altar der Rettung des Westens jene Teile Europas, die im sowjetischen Einflussbereich liegen. Folglich spricht er immerzu von „beiden Blöcken“ und will gar die äußerst unerfreuliche Entwicklung im östlichen Teil des Kontinents unter der Herrschaft des Kommunismus anscheinend nicht zur Kenntnis nehmen. „Es wäre für beide Blöcke das Gescheiteste, sich nicht mehr als nötig um einander zu kümmern, sondern bei sich selber aufzuräumen, nicht nur vor sondern hinter der Tür zu kehren“ (17). Seine Ausführungen beschränkt Pannwitz also konsequent auf West-Europa, somit erfahren wir auch nicht, in welchem Grad er ein Interesse an Ost-Europa für nötig hält. Wenn demnach weiterhin von Europa die Rede ist, dann ist mit diesem Begriff nur der demokratisch-pluralistische Westteil des Kontinents gemeint.

Es steht für Pannwitz außer Frage, dass Europa krank ist und dass diese „moralische“ Krankheit außerordentlich tiefe Ursachen hat. Drei Gründe werden aufgezählt. Zum einen nehme die Krankheit ihren Anfang in der „extrem asozialen Rolle Europas“ (18), die unaufhörlich anhält. Als Sünden jener asozialen Position nennt der Autor den „Kolonialismus“, „die Politik der Gleichgewichte, die keine sind“ und den „Neutralismus, bei dem man sich entmannt“ und in schlaun Spekulationen „umwerben“ oder gar „aushalten läßt“, womit die Eigenständigkeit verspielt wird. Die zweite Ursache „von Europas moralisch bedingter Neurose“

24 Rudolf Pannwitz, Beiträge zu einer europäischen Kultur. Nürnberg 1954, S. 17. Weitere Zitate aus diesem Aufsatz werden im Haupttext nur mit Seitenzahl angegeben.

liege darin, dass soziale Errungenschaften in unzureichendem Maße die Gesellschaften formten, dass der „ungeheuer mächtige ökonomische Komplex“ die Demokratie pervertiert und sie durch die Ideologisierung und Demagogisierung des Diskurses innerhalb der Parteien ausgehöhlt habe (18). Ein dritter Grund schließlich läge darin, dass Europa „hinter der Weltzeit zurückgeblieben, in Kleinigkeiten zersplittert, in Engherzigkeiten verstockt, ohne jedes Format ist“ (19).

All dem wäre nur dann abgeholfen, wenn sich die Europäer wieder als Subjekte des historischen Prozesses verstehen, wenn Europa aus der Krisenerfahrung neue Kraft und Aufgabe gewinnt und sich gleichsam als „Mitschöpfer der Weltgeschichte“ (19) mit eigener Vorstellung zu Wort meldet. Pannwitz erblickt eine solche Aufgabe im bewussten Verzicht auf den Wettlauf im Eroberungszug der Wissenschaft und Technik, den vor allem Amerika und die Sowjetunion eingeleitet hätten, und in der Konzentration auf den Menschen. Die Spezies Mensch sei nämlich in ihrer geschichtlich geprägten Form durch die „Ultradynamik“ der Epoche gefährdet. Sowohl der Zwang der körperlichen Anpassung an die Erfordernisse des technischen Zeitalters als auch der mentale und geistige Widerstand gegen solch umwälzende Veränderungen schaffen die notwendige Voraussetzung dafür, „die noch fehlende Gegenbewegung zu der Ultradynamik“ (20) zu begründen. Somit erweist sich der deutsche Schriftsteller als ein Weggefährte der skeptischen zivilisationskritischen Haltung und als ein Wegbereiter einer Position, die anscheinend einen dritten Weg im Politischen mit einer positiv gefärbten Einstellung zur Verweigerung im technisch-ökonomischen Wettlauf verbindet. Ein „Haltmachen an vielen Stellen“ und „Reduktionen des Quantitativen“ wären folglich angesagt, damit Europa „durch Ausbildung höherer Qualitäten, durch Synthese und Krystallisation eines höchst Komplexen den ultradynamischen Mächten eine andere Macht gegenüberstellen“ könne (20).

Ob dies gelingen kann, ist nicht sicher, doch davon hänge die Zukunft Europas als einer eigenständigen Größe ab. Nach Pannwitz bedürfte es dazu „einer gewaltigen moralischen und einer ebenso gewaltigen plastischen Kraft“ (21). Diese Kraft könne Europa jedoch erst dann erlangen, wenn dem ein Prozess einer

großen und allumfassenden Läuterung vorangehen würde. „Einigung und Ordnung“ wären genauso notwendig wie der Verzicht auf den zehrenden Materialismus und den bürokratischen Parteienstaat. Das Primat des Menschen, „seiner Würde und seines Gedeihens“, die Aufwertung der religiösen Dimension der Existenz würden Fundamente schaffen, die den durch Kunst und Wissenschaft sich ausweisenden Europäern Hoffnung auf eine gute Zukunft bescheren sollten.

Das ist eine ideelle und idealistische Vorstellung, die bewusst politische Aktivität verwirft beziehungsweise für irrelevant erklärt, was aus der spezifisch deutschen Erfahrung mit dem Nationalsozialismus erklärbar und sogar nachvollziehbar ist. War aber Reinhold Schneiders Haltung die eines christlichen Denkers, gar eines Mystikers, der sich um einen solchen Wirklichkeitsbezug nicht scheren muss, so will Pannwitz lediglich in traditionellen Werten des Glaubens und der herkömmlichen Ordnung heilende Kraft gegen die von auswärts kommende und als offenbar gefährdend gedachte Dynamik finden, um gleichwohl Europas politische Eigenständigkeit durch einen in diesem Kontext nur partiell verständlichen Verweis auf Kultur zu retten.

Seit Anfang der 1950er Jahre nahmen institutionelle Vorbereitungen für erste überstaatliche Formen westeuropäischer Einigung zu. Mit der Montanunion 1951 wurde zwar zuerst ein Zeichen in der Wirtschaft gesetzt, dies war aber eine politische Entscheidung, hinter der der Wille stand, Deutschland und Frankreich eng kooperieren zu lassen. Um die Mitte der fünfziger Jahre erlebten die Westdeutschen ihre erste Eingliederung in die westliche Staatengemeinschaft. Mit der Entscheidung der Bundesrepublik für die westlich-atlantische Bindung (Bildung der Bundeswehr, Aufnahme in die NATO, Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft) vollzog sich auf absehbare Zeit die Zweiteilung des Kontinents. Trotz (oder vielleicht auch wegen) der grundsätzlichen Tragweite dieser Entscheidungen gab es in jener Zeit keine vernehmbaren Stellungnahmen der Schriftsteller zu diesen Ereignissen. Das Politische und die Verwicklung in den Ost-West-Konflikt war zu offenkundig, die Berührungsangst der Schriftsteller noch zu groß, als dass sie sich

an eine substanzielle Äußerung zum Thema Europa in diesem Kontext gewagt hätten. Was kam, waren nur vereinzelte Stellungnahmen in Sachen Wiederbewaffnung, die zehn Jahre nach Kriegsende selbstverständlich die deutsche Empfindlichkeit herausforderte.

Im Jahre der Entstehung der EWG (1957) lud die Redaktion der Literaturzeitschrift „Akzente“ einige Autoren ein, zum Thema Europäischer Pluralismus ihre Meinung zu präsentieren. Was dann erschien, waren von der politischen Realität recht abgehobene Aufsätze. Kulturelle Mannigfaltigkeit interessierte die Autoren, die die europäische Zukunft durch Kunst und Literatur verbürgt sahen. „Der Untergang des Abendlandes liegt hinter uns“²⁵ beginnt Gert Kalow seine Ausführung, die dem Niedergang und der Zerrissenheit des Kontinents im historischen Vergleich eine ambivalente Note abzugewinnen sucht. „Nicht nur Deutschland, sondern Europa ist nun gespalten, zerrissen, geographisch und geistig. Nicht nur Deutschland, sondern Europa wartet auf Wiedervereinigung, auf Wiedergeburt“ (522). Siege und Niederlagen seien nur bedingt endgültig, fährt der noch junge Autor fort und will den existierenden Ost-West-Gegensatz nur als „ein fernes Echo auf die einstige Teilung des römischen Reiches“ (524) betrachten. Trotz des festgestellten Untergangs bürdet Kalow Europa auf, mit seiner Pluralität und seinem Ideenreichtum „die Welt zu durchdringen wie niemals zuvor“ (523). Warum er nunmehr „Christentum, Liberalismus, Kapitalismus oder Marxismus“ (523) in ihren europäischen Formen „nach dem Untergang“ auch weiterhin für so bestimmend und dynamisch hält, ist nicht leicht nachvollziehbar.

In ähnlichen Gefilden des Geistes bewegt sich zunächst ein Autor, der noch in der Zeit des Ersten Weltkrieges seine ersten Europa-Texte verfasste: Ferdinand Lion. Europas Grundzug und Stärke machen nach Lion sowohl seine „beispiellose Vielheit“ als auch „die bis ins Unendliche vordringende, nie befriedigte, immer schaffensgierige Dynamik“²⁶ aus. „Dem europäischen

25 Gert Kalow, *Der grenzenlose Kontinent*, „Akzente“, Jg.4, 1957, S. 522.

26 Ferdinand Lion, *Der europäische Pluralismus*, „Akzente“, Jg.4, 1957, S. 539.

Wesen wird man nicht gerecht, wenn man es auf einen einzigen Generalnenner beschränkt“ (539). Lion bleibt in seiner Deutung Europas in der Welt der Ideen und der literarischen Topoi; die Grundzüge des Europäischen will er in den Gestalten von Don Quichotte, Don Juan und von Faust entdecken, die leidend, doch souverän, verdammt, doch vieldeutig die Ambivalenz der europäischen Kreativität und seines Willens verkörperten. Die geistigen Gipfelpunkte der europäischen Größe bilden für ihn die mediterrane Antike und die deutsche Klassik.

Aber die Pluralität ist auch politisch zu rechtfertigen. Der Drang zur Hegemonie wäre folglich genauso echt europäisch wie die Politik des Gleichgewichts, urteilt Lion. Nur das Imperium mit dem einen Machtzentrum könnte die Vielfalt stören. Auf die damals einsetzenden Integrationsaktivitäten einiger westeuropäischer Staaten mit der Gründung der EWG rekurriert seine sorgenvolle Bemerkung: „Mag der Bund notwendig sein, um Europa physisch zu retten, so muß man sich Rechenschaft geben, daß die Vereinheitlichung das europäische Wesen gefährdet. Das Problem wird sein, trotz aller Einheitsbestrebungen den Pluralismus zu bewahren“ (544).

*

Die analysierten Aussagen der Schriftsteller zeigen vorerst, wie stark das Interesse deutscher Intellektueller am Thema Europa in den Nachkriegsjahren war. Ein solcher Zustand zeugt zunächst sicherlich von einer traumatischen – und vielleicht deswegen anfangs nur oberflächlichen – Abwendung von dem Nationalismus, der für die Tragödien der ersten Jahrhunderthälfte Verantwortung trug. Nach dem absoluten Zusammenbruch des Versuches, Europa eine deutsche politische Raumordnung aufzuzwingen, stand alles Über- bzw. Postnationale „nach der unerträglichen Hypertrophie des Nationalismus bei den Deutschen hoch im Kurs: in Westdeutschland als Europa-Gedanke,

in Ostdeutschland als sozialistischer Internationalismus“.²⁷ Diese Ideen bereiteten samt ihrem idealistischen Gehalt den Boden für eine neue Selbstorientierung und Selbstdefinition. Für Europa zu sein klang gut, war allerdings nicht allzu verbindlich; nach Jahren erinnert sich beispielsweise Hans Magnus Enzensberger an jene außergewöhnliche Situation: „Der Europa-Gedanke stellte [den Deutschen – L.Ž.] eine zweite, entlastende Identität in Aussicht, verhieß eine gewisse Kompensation für den Untergang des Reiches, ja er versprach sogar eine größere, wenn auch etwas vage Zukunft. Im übrigen trat die Europa-Idee, wie schon ihr Name sagt, mit dem Anspruch auf, dass an ihr irgend etwas Ideales, Ideelles oder Idealistisches wäre; insofern schien sie geeignet, dem kruden Prozess der materiellen Rekonstruktion eine gewisse Weihe zu geben. Jeder konnte sich darunter vorstellen, was ihm passte.“²⁸

Bemerkenswert an fast allen besprochenen Ausführungen ist die Abgrenzung, auch eine geistige Abgrenzung, vom östlichen Teil des Kontinents. Solange dies ein Zeichen der neu gewonnenen Westbindung, also der Verankerung in der aufklärerischen politischen Tradition des Westens war, ist eine solche Einstellung gut nachvollziehbar. Trotz eindeutiger sozialistischer Sympathien einer Vielzahl von Schriftstellern gab es in den westlichen Besatzungszonen keine ernstzunehmende Alternative zur pluralistischen Demokratie gepaart mit der kapitalistischen Wirtschaftsführung als Regierungsform. Anders sieht die Ausblendung des Ostens jedoch vor dem Hintergrund der deutschen Schuld an der Extermination von Juden, Polen und Russen aus. Dann könnten (west-)europäische Projekte auch als Anlass zum Verdrängen jenes Teils der verheerenden Geschichte benutzt werden.

Wenn in zahlreichen Texten vor allem der ersten Nachkriegsjahre zwar von Europa die Rede ist, damit aber immer nur Westeuropa gemeint wird, so kann das drei Gründe haben:

27 Paul Michael Lützeler, *Die Schriftsteller und Europa. Von der Romantik bis zur Gegenwart*, München 1992, S. 404.

28 Hans Magnus Enzensberger, *Brüssel oder Europa – eins von beiden*, in: ders., *Der Fliegende Robert. Gedichte, Szenen, Essays*. Frankfurt a.M. 1992, S. 117–118.

1. die große positive Ausstrahlung, welche die Anknüpfung an die aufklärerische geistige und politische Tradition des Westens besaß (Westbindung),
2. den Antikommunismus, der in allen Gesellschaftsgruppen relativ stark vertreten war (auch in der SPD oder den linken Gruppierungen der jungen Generation),
3. den Versuch, auf diesem Weg den unangenehmen Tatsachen der Kriegsverbrechen und der Frage der deutschen Schuld auszuweichen, die im Osten unvergleichlich stärker zu Buche schlugen.

Dass die Deutschen (auch die Intellektuellen) aus dem nationalen Rausch und ihrer Machtbesessenheit nach 1945 scheinbar mühelos auf das europäische Projekt die größte Hoffnung setzten, liegt zunächst daran, dass sie, des eigenen Staates und der Souveränität verlustig, dem Willen der siegreichen Alliierten ausgeliefert waren. Auch wenn sie der nationalsozialistischen Propaganda nicht restlos vertraut hatten, war in der unmittelbaren Nachkriegszeit die Angst vor der Auslöschung des eigenen Nationalstaates stark genug, um die Substanz des Volkes im zukunftswürdigen Entwurf eines geeinten Europas aufheben zu wollen. Viele Schriftsteller der älteren Generation erblickten darüber hinaus eine Hoffnung auf die Neugestaltung des Lebens in der Rückkehr zu der christlichen, abendländischen Tradition, die über die Sanktion der katholischen Kirche zudem so etwas wie die ersehnte Universalität versprach. Andere, vorwiegend jüngere Deutsche, verstanden wiederum in der europäischen Vision eine Chance, über ihre Zukunft in einem demokratischen Gebilde mitentscheiden zu können und sich als gleichwertige Bürger Europas zu fühlen. Für viele Intellektuelle war es gleichermaßen wichtig, die Aporie des Sonderweg-Denkens zu überwinden und durch die Übernahme europäischer politischer Muster Frieden und Sicherheit für Deutschland und Europa herzustellen.

Sobald die existenzielle und die politische Situation mit der ersten institutionellen Einigung etwa Mitte der 1950er Jahre vorerst positiv stabilisiert war, ebte das Interesse der Schriftsteller an dem Projekt Europa zusehends ab. Offenbar überließen Intellektuelle den Politikern, Juristen und Wirtschaftsleuten das Feld,

zumal die europäischen Erfolge die Zeit der Grundsatzdebatten vorläufig beendeten und darüber hinaus die Einigungsbestrebung mit dem robusten Antikommunismus der offiziellen bundesdeutschen Politik zusammenlief, was Ende der fünfziger Jahre bei den Vertretern des Geistes recht wenig Zuspruch erntete.

Leszek Żyliński (1954)

Professor für deutsche Literatur- und Kulturgeschichte an der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Toruń, Leiter der Abteilung zur Literatur und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts.

Forschungsschwerpunkte: deutsche Literatur-, Kultur- und Ideengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts

Mitglied im Redaktionsbeirat der Zeitschrift „Litteraria Copernicana“ und „Borussia“; Mitherausgeber der Buchreihe „Zrozumieć Niemcy“ [Deutschland verstehen].

Mitgliedschaft in Akademien und internationalen Gremien (per Wahl): Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung (Darmstadt), Societas Jablonoviana (Leipzig), Jury des Samuel-Bogumil-Linde-Literaturpreises der Städte Toruń und Göttingen

Mitgliedschaften in wissenschaftlichen Gesellschaften, u.a. Mitteleuropäischer Germanisten-Verband, Theodor-Fontane-Gesellschaft, Internationale Vereinigung für Germanistik (IVG)

Jüngere Buchpublikationen:

Die Quarantäne. Deutsche und österreichische Literatur der fünfziger Jahre zwischen Kontinuität und Neubeginn, Hrsg. (mit Edward Białek), Wrocław 2004, 2. erweiterte Aufl., Wrocław – Dresden 2006,

Świadek wieku zaślepienia. Polska recepcja twórczości Eliaša Canettiego. [Polnische Rezeption des Werkes von Elias Canetti] Hrsg. (mit Edward Białek), Wrocław 2006,

O kondycji Niemiec. Tożsamość niemiecka w debatach intelektualistów po 1945, [Über den Zustand Deutschlands. Deutsche Identität in Debatten der Intellektuellen nach 1945], Auswahl und Hrsg. (mit Joanna Jabłkowska), Poznań 2008,

Die Eigenart der polnischen Rezeption von Günter Grass, Oldenburg [Oldenburger Universitätsreden, Nr. 187] 2009.